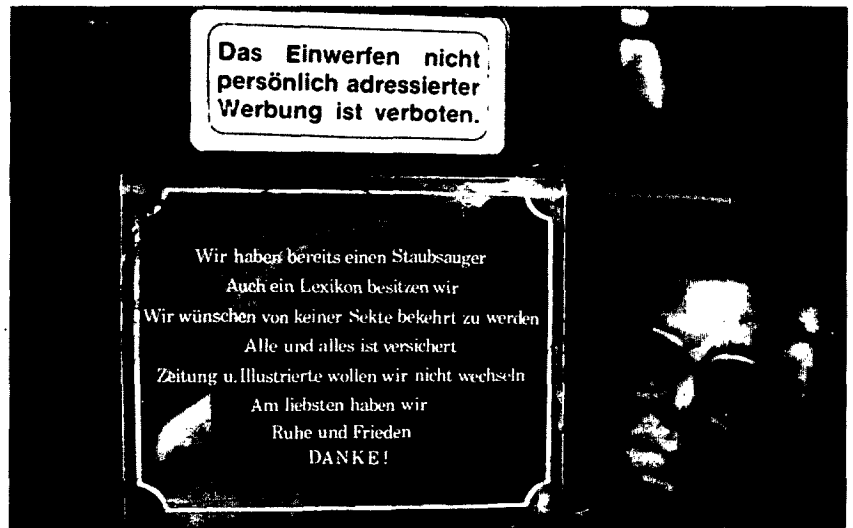




Alte Menschen, Hauslierverbotsschild in Köln, Wormser Straße: Sie leben zu Tausenden, völlig isoliert, im Verborgenen

„Dat Leben lohnt nich mehr“

Michael Preute über den Alltag alleinstehender alter Menschen in der Großstadt

Der Journalist Michael Preute, 48, bezog letztes Jahr eine Wohnung in der Wormser Straße in der Kölner Südstadt. Sechs Monate lang beobachtete er dort den Alltag alleinstehender alter Menschen.

Morgens um sechs in Lothars Kaffeebude in der Wormser Straße: Lothars Mutter knetet Frikadellen, er selbst räumt die Tageszeitungen ein. Da steht sie plötzlich in der Tür und sagt mit zarter Stimme: „Den ‚Express‘ bitte.“

Sie ist nicht größer als ein Meter fünfzig, zierlich und schmal. Ihre Kopfhaut schimmert unter einem durchsichtigen braunen Tuch durch. Ihr uralter schwarzer Bademantel ist durchsetzt mit verwaschenen grünen Blättern, sie trägt ausgelatschte Pantoffeln.

Ich habe die alte Frau drei Monate später wieder getroffen. Als ich Winterreifen in den mir zugeteilten Kellerverschlag rollte, stand sie plötzlich vor mir und sagte: „Ach, ich dachte, wir bekämen Besuch. Guten Tag.“

„Was machen Sie im Keller?“ fragte ich. „Ich wohne hier“, sagte sie. „Ich und Fräulein Scherz, seit 53 Jahren.“

Die Wormser Straße, in die ich vor einigen Monaten umgezogen bin, liegt in einem Arbeiterviertel in der Kölner Südstadt. Sie ist knapp 400 Meter lang, etwa 20 Menschen über 65 Jahre leben hier, die Bewohner eines privaten Altenheims am Ende der Straße nicht mitgezählt.

Fast alle von ihnen führen ein Dasein, dessen Wirklichkeit Angst macht. Erst glaubte ich, diese Straße sei eine Ausnahme, die große Zahl an gestrandeten Alten müsse Zufall sein.

Aber es ist kein Zufall. Wormser Straßen gibt es überall, in jeder Stadt. Sie fallen bloß nicht auf.

Da hat sich in einem der Häuser auf der anderen Straßenseite ein 70-jähriger am Kleiderschrank erhängt. Seine Frau war gestorben, der Arzt diagnostizierte bei ihm Darmkrebs. Der Mann bezog, wie die Nachbarn sagen, eine gute Rente – über zehntausend Mark.

Auf einem Balkon im ersten Stock, winzig, ohne Sonne, mit ein paar Topfpflanzen wie ein Aufenthaltsraum herge-

richtet, steht die 76-jährige Meta und schüttet den Inhalt ihres Nachtopfes auf die parkenden Autos, offenbar aus Haß auf ihre Umwelt, für die sie nicht existiert.

Sie alle, ohne Ausnahme, haben sich das Alter anders vorgestellt, sie haben den Ruhestand anders geplant. Kein einziger hat geahnt, was Einsamkeit im Alter wirklich bedeutet, obwohl jeder in jüngeren Jahren alte Leute hat dahingehen sehen, ohne Würde und allein. Mit mir nicht, haben sie alle gesagt, niemals. Jetzt versuchen sie zu schimpfen, Erfahrungen weiterzugeben, und keiner hört hin.

Wenn es regnet und die grauen Wintertage auf das Gemüt schlagen, flüchten sie um die Ecke in Helmut's „Regenbogen“-Blumenladen. Dort können sie sich hinsetzen. Blumen sind freundlich.

Von den über zwanzig alten Menschen in dieser Straße bekommen nur vier eine Rente, die ihnen ein angemessenes Leben ermöglicht. Die anderen plagen sich in Heimlichkeit.

Montag früh im Einkaufsladen „Zum bösen Wolf“ in der Wormser Straße. Der alte Mann neben mir hält eine Dose mit Hundefutter in der Hand und fragt: „Schmeckt das auch in der Suppe?“ – „Da sind Sie aber falsch“, versuche ich zu erklären. Vielleicht sieht er schlecht, vielleicht hat er etwas verwechselt. Aber er sagt: „Ich bin nicht falsch.“ Er kauft fünf große Dosen, zusammen 6,5 Kilogramm. Wie ich später erfahre, hat er weder Hund noch Katze in der Wohnung.

Bernd Menzel, 44, der Geschäftsführer des Marktes, weiß Bescheid: „Der Umsatz an Konserven für Haustiere steigt seit Jahren gewaltig. Nicht einmal

In der Pfanne brutzelt Katzenfutter

mit der Babynahrung schaffe ich solche Zuwachsraten.“ Im Laden hat er ein Zwei-Meter-Regal mit Wurst- und Fleischkonserven stehen. Die Gestelle mit den Dosen für Tierfutter sind 19 Meter lang.

Eine 400-Gramm-Dose Katzen- oder Hundenahrung kostet im Durchschnitt 1,80 Mark. Gulasch oder Hühnerfrikassee für die Menschen ist teurer: von 2,99 Mark im Sonderangebot bis 6,85 Mark je 150-Gramm-Dose.

Er habe, berichtet Geschäftsführer Menzel, in vier Tagen 629 Dosen Tierfutter verkauft, aber nur 290 kleine Dosen eines Sonderangebotes Hühner- und Kalbsfrikassee. Demnach müßten in den Wohnungen viel mehr Hunde und Katzen leben als Menschen. Das ist nicht der Fall.

Monatelang habe ich mit den Alten geredet und mit ihnen gelebt. Die ganze Zeit über hielt ich das mit dem Tierfutter für eine Übertreibung – bis mir ein 76-jähriger mit einer halbvollen Dose Katzennahrung in der Hand aus seiner Küche entgegenkam. Zuerst druckste er herum, dann sagte er patzig: „Schließlich haben wir im Krieg und in den Jahren danach Dinge gegessen, die nicht so gut schmeckten wie das da.“

Vor ihm brutzelte schmierig braunes Katzenfutter in der Pfanne. Er ißt es nie kalt („Das schmeckt fade“). Er brät es. Immer mit viel Pfeffer und Salz. Daß ich ihn mit der Dose in der Hand überraschte, war ihm unangenehm. Wer gibt schon gern zu, Tierfutter zu essen, auch wenn es erheblich besser schmeckt, als es aussieht?

Aber es ist nicht so sehr materielle Not (56 Prozent aller alten Frauen in der Bundesrepublik beziehen eine Rente von weniger als 500 Mark), es ist die tiefe Einsamkeit, die vor allem alleinstehende Alte verbittert. Sie leben völlig isoliert, zu Tausenden im Verborgenen, mitten in der Stadt. Viele von ihnen wagen sich nur am frühen Morgen, wenn die ersten Läden öffnen, auf die menschenleeren Straßen. Sie wollen nicht,

Alle guten Dinge sind drei.



Develop – die drei klassischen Arbeitsplatzkopierer.

Jeder ist der »geborene« Arbeitsplatz-Kopierer! Gibt es etwas Praktischeres als Kopien machen da, wo man sie braucht? Develop 10, kleinster Kopierautomat der Welt. Develop 20, einfachster und kleinster Kopierer für Normalpapier. Develop 30, kleinster Multikopierer für alle Arten von Papier und Folie; elektronisch gesteuert. Alle drei in Deutschland entwickelt und gebaut.

Develop, Postfach 100134
7016 Gerlingen, Telefon (07156) 208-0

Test-Gutschein.

Ich möchte eines Ihrer drei Geräte testen. Stellen Sie mir/uns den

- ☐ Develop 10 Minikopierer
- ☐ Develop 20 Normalkopierer
- ☐ Develop 30 Multikopierer

unverbindlich zur Verfügung. Bei mir/uns fallen im Monat etwa _____ Kopien an.

Name und Anschrift _____

Develop Kopierer

T 123



Supermarkt „Böser Wolf“: „Schmeckt das ...

daß sie jemand sieht in ihrer dahingegangenen Würde.

Fast alle versuchen, ihre Depressionen mit Beruhigungsmitteln, Valium und ähnlichem, zu verschweigen, die sie in großen Mengen für wenig Geld auf Rezept bekommen. Sie gehen nicht einmal zum Arzt, rufen von zu Hause aus an: „Ich brauch' mal wieder was.“

Andere verstecken sich. Da ist die 71jährige Vanessa, der ich im Keller zufällig begegnete, und die seit Jahrzehnten zusammen mit ihrer Freundin,

Auf dem feuchten Boden liegt kein Teppich

dem Fräulein Scherz, in einem muffigen, etwa 50 Quadratmeter großen Kellerloch haust. Die Fenster zum Hof verschwinden halb in der Erde, auf dem feuchten Steinboden liegt kein Teppich.

Monatelang wohnte ich in dem Mietshaus an der Wormser Straße und ahnte nicht einmal, daß dort jemand im Keller lebt. Die beiden Frauen sind so etwas wie das schlechte Gewissen dieser Straße.

Fräulein Scherz ist 75 und eigentlich kein Fräulein. Sie war verheiratet. Seit fünf Jahren traut sie sich nicht mehr ins Bett, aus Angst, sie könnte nicht mehr hochkommen. Sie ist zu schwer geworden, nickt auf dem Sofa ein und paßt sich dem Lebensrhythmus ihrer ewig aufgekratzten Freundin an. Etwas Schlaf finden die beiden erst zwischen fünf und neun Uhr morgens.

Vanessa, 71, ist die Frau, die frühmorgens in der Kaffeebude den „Express“

* In Köln, Wormser Straße.

kauft und in schmutzigen Kleidern und mit einer schlecht sitzenden Perücke durch die Straßen geht, um Besorgungen zu machen.

In ihrer Kellerwohnung haben sie keine Toilette, die liegt oben im Erdgeschoß. Die Miete ist entsprechend günstig: 100 Mark im Monat.

Vanessas freiwilliges Kellerdasein ist die Folge eines Provisoriums. Ihr Vater, als Kapitän der Köln-Düsseldorfer-Rheinflotte meist auf Fahrt, mietete die Wohnung, um dort jeweils den Winter zu verbringen. 1931 kam Vanessa in dieses Haus.

Sie lernte Schneiderin und sparte auf eine

Vanessa versuchte es als Putzfrau, da war sie aber schon fast sechzig, und die Schmerzen setzten ein.

Dann im Rentenalter, als Vanessa nicht mehr putzen konnte, entdeckte eine Nachbarin, daß die Frau im Keller keine Rente bezog. Aus Stolz und auch aus Schusseligkeit hatte Vanessa nie eine beantragt. „Die da oben“, sagt sie heute, hätten ihr nie geholfen. Im Alter wollte sie es erst recht ohne Hilfe schaffen. So verschenkte sie neun Jahresrenten. Die zahlt der Staat nicht nach. Erst seit kurzem bezieht sie die Mindestrente.

Seltsamerweise hat ihr das Leben im Keller geholfen, die Würde zu behaupten.

Sie lernte, ihr Leben und das ihrer Freundin total abzuschirmen, und sie ist dabei hart geworden. Sie hat immer gewußt, daß diese Fluchtborg im Keller lebenswichtig für sie war, und sie hat sie immer verteidigt, auch dann noch, als sie ihre Wohnung mit einer besseren hätte tauschen können.

Das hatte Folgen. Als Vanessa mit Krebsverdacht ins Krankenhaus kam, fiel den Ärzten sofort auf, wie unterer-



... auch in der Suppe?": **Alten-Nahrung Tierfutter***

Aussteuer, die sie nie brauchte: Der Mann, den sie heiraten wollte, ein U-Boot-Matrose, starb im Krieg. Vanessa: „Da waren meine Eltern beruhigt. Sie hatten immer Angst, ich würde aus dem Haus gehen.“

Das Fräulein Scherz, eine gelernte Weißnäherin, wohnte um die Ecke, an der Rolandstraße. Sie war mit einem jungen Mann verheiratet, der in Stalingrad ums Leben kam. Die Kriegerwitwen bezogen gemeinsam die Kellerwohnung in der Wormser Straße.

Anfangs machten sie Schneiderarbeiten, nähten für die Nachbarn auf Bestellung. Aber das Geschäft lief schlecht.

nährt sie war. Jahrzehntlang hatte die Frau zu wenig und auch falsch gegessen. Mit Vitaminrationen mußte sie hochgepöppelt werden.

Sie ignoriert die Warnungen der Ärzte. „Meine Freundin, das Fräulein Scherz“, erzählt sie, „hat all die Jahre so prima gekocht.“ Das ist eine der Lebenslügen, mit denen sich viele Alte den Alltag erträglich machen. Denn Fräulein Scherz, gehbehindert, kann gar nicht kochen, kann kaum vom Sofa zum Herd gehen, ohne hinzufallen.

Im neuen Jahr können die zwei Kellerbewohnerinnen ein Zimmer im Altenheim der Arbeiterwohlfahrt bezie-

hen. Ein Nachbar, der Busfahrer Alfred, hat die neue Unterkunft besorgt.

Sechs Monate habe ich mit den zwei Dutzend Alten in meiner Straße verbracht, sie in ihren Wohnungen besucht, ihren Alltag beobachtet. Außer Alfred, Lothar von der Kaffeebude, Helmut vom „Regenbogen“-Blumenladen und zwei Kriegsdienstverweigerern, die Einkäufe besorgen und mal ein Fenster putzen, bin ich auf keinen gestoßen, der den vergessenen Menschen auf irgendeine Art zur Seite steht. Nur ein einziges Mal traf ich auf eine Helferin vom Sozialamt. Ihre Stimmung war gereizt: „Manche von denen verlangen alles von uns, wirklich alles.“

Verbindungen mit dem Sozialamt laufen meist nur über das Bankkonto. Die 87jährige Ulrike etwa, die in einer von der Stadt bezahlten Eineinhalb-Zimmerwohnung im privaten Altenwohnheim an der Wormser Straße lebt, kennt nicht einmal die Telefonnummer des Sozialamts. Kontakt hat sie nur zu einem Zivildienstler, der hin und wieder vorbeischaute, und zu einer Schwester vom Roten Kreuz, die ihr manchmal einen Freiplatz im Bus besorgt, wenn 40 oder 50 Alte aufgesammelt und zur Weinprobe an die Mosel gefahren werden.

Geld für die Fahrtkosten hat Ulrike nicht. Zwar erhält sie monatlich vom Sozialamt 707,16 Mark, davon gehen aber 403,20 Mark allein an Miete ab. Für das Telefon gibt sie durchschnittlich 32 Mark aus, für Strom 35 Mark. Ihr kleiner Hund, der sie ständig auf die Straße treibt und den sie nie hergeben würde, bekommt Futter für 26 Mark im Monat. Bleiben 210 Mark, oder sieben Mark am Tag.

Mittagessen kauft sich Ulrike manchmal in der nahegelegenen Metzgerei für 5,45 Mark. Davon ißt sie zwei Tage. „Ich trage das Essen heiß hierher“, sagt sie, „und brauche es am ersten Tag nicht warm zu machen, das spart Strom.“ Meistens aber kauft sie sich Gemüsesuppe für vier Mark im „Bösen Wolf“: „Auch das langt für zwei Tage.“

Sie jammert nicht über das knappe Geld, viel hat sie sowieso nie besessen. „Wenn du nicht mehr hast“, sagt sie knapp, „kannst du nicht mehr ausgehen.“

Warum sie keine Rente erhält, weiß niemand so recht, sie selbst am allerwenigsten. Das hat irgendwie mit dem Lebenslauf einer Frau zu tun, die nie richtig lernte, auf sich selber aufzupassen.

Als Mädchen von der Stiefmutter gequält, lief sie von zu Hause weg, kam bei einem evangelischen Pfarrer als Haustochter unter und lernte – sie weiß nicht mehr wann und wie – ihren ersten Mann kennen. Der starb kurz nach der Hochzeit.

Ihren Sohn brachte sie heil über die ersten Jahre und heiratete dessen Klavierlehrer. Der betrog sie, Ulrike ließ sich scheiden. Von ihrer Umgebung wurde sie als geschiedene Frau kaum beachtet, zumindest hat sie es so empfunden.

Ihr Ex-Ehemann lebt irgendwo in Bayern von Sozialhilfe. Das, vermutet sie, ist der Grund, weshalb sie keinen Anspruch auf Rente hat, obwohl sie zumindest zeitweise ordentlich ihre Beiträge bezahlte. Gekümmert hat sie sich nie ernsthaft darum.

So ergeht es vielen Alten: Sie sind es nicht gewohnt, Rechte geltend zu machen, sei es aus Angst, Unwissenheit oder aus Stolz. Ulrike beispielsweise, die abgewetzte Kleider trägt, könnte zwei-

Unter den Alten in der Wormser Straße gibt es manche, die sich Besuch vergeblich zu erkämpfen suchen. Frau Sauer beispielsweise, nebenan im Parterre, verbrachte ihr Leben am Fenster. Ich habe es aufgeschrieben: in zehn Tagen mindestens 140 Stunden. Sie schaute zur Kaffeebude hinüber, beobachtete, wer da ein- und ausging, wer vorbeistrich an dem winzigen Ausschnitt, den sie vom Fenster überblicken konnte.

Daß Frau Sauer gestorben war, merkten die Nachbarn nur, weil sie nicht mehr am Fenster stand.

Die Achtzig- und Neunzigjährigen haben nie gelernt, sich mit sich selbst zu beschäftigen. Wie auch? Sie haben stets nach Anweisung gelebt, immer hat ihnen jemand gesagt, was zu tun war, und sie



Wormser-Straße-Bewohnerin mit Jugendbild: Von Chaos zu Chaos gestolpert

mal im Jahr Kleidergeld beantragen, ebenso eine Beihilfe für „Anschaffungen im Haushalt“. Sie könnte den Zuschuß brauchen und hat doch nie danach gefragt. Vom Sozialamt ist sie auch nie darauf aufmerksam gemacht worden.

Ulrike lebt in einer Scheinwelt. Wie viele ihrer Altersgenossen versucht sich die fast 90jährige über die Einsamkeit hinwegzuschummeln. Sie erzählt von ihrem Sohn, der sie oft besuche – und jeder weiß, daß er nie kommt.

Ulrike macht sich das vor, weil es ihr unmöglich ist, die Wahrheit zu ertragen. Als ihr einmal das Geld ausging, wagte sie, den Sohn anzurufen. Er versprach zu kommen. Sie wartete drei Tage, dann heulte sie: „Es geht doch gar nicht um die paar Piepen.“ Wenig später sitzt sie, wieder von Lebenshungrigkeit getrieben, drunten im Blumenladen und erzählt strahlend Geschichten.

haben es getan. Noch im Kaiserreich aufgewachsen, machten sie zwei Kriege mit, erlebten Arbeitslosigkeit, Geldentwertung, Wirtschaftskrise und die ganze Hitlerei.

Ständig haben sie das Gefühl, sich für die Wirrnisse ihrer Zeit entschuldigen zu müssen, weil sie von Chaos zu Chaos gestolpert sind. Sie nehmen es hin, wenn sie jemand Opa und Oma, manchmal auch Grufti nennt und ungefragt duzt. Einige möchten in der Kneipe erzählen, aber die Jungen, und das sind die schon Fünfzigjährigen, wollen ihre Geschichten nicht mehr hören. Als einer in Lothars Kaffeebude sagt, daß er Flick und die Bestechlichkeit einer Republik schon mal erlebt habe, winken die anderen ab. Sie glauben ihm nicht und lassen ihn allein mit seinen Erinnerungen.

Der Ablauf der ewig langen Tage dieser Alten ist bestimmt von Ritualen,



Rentner, kranke Ehefrau in der Wormser Straße: Mit Lebenslügen den Alltag erträglich machen

die sich auch in kleinsten Einzelheiten ständig wiederholen. Der 72jährige Gerd, den sie wegen seiner rundlichen Figur Bällchen nennen, steht um sieben Uhr auf, frühstückt lange, holt sich nebenan die Zeitung und manchmal ein paar Flaschen Bier. Gegen zwölf geht er zur Metzgerei Schmidt und besorgt sich das Mittagessen für 5,45 Mark. Dann liest er, oder er döst dahin.

Oft plaudert er mit seiner Frau, erzählt Bällchen. Sie ist längst tot, doch „wenn ich im Flur an ihrem Bild vorbeikomme, rede ich mit ihr und sag‘, was los ist“. Wenn er, was selten vorkommt, eine Freundin in die Wohnung mitnimmt, dreht er das Bild zur Wand.

Nachmittags gegen vier trifft sich Bällchen mit alten Kumpeln in der Severinstraße und trinkt Kaffee. Gegen 19 Uhr ist er wieder zu Hause und sieht fern, alles, bis zum Sendeschluß. Ohne Fernsehen, sagt er, ginge er die Wände hoch: Der Bildschirm täuscht Betriebsamkeit vor.

Andere flüchten in den Alkohol. Den ewig betrunkenen 68jährigen Werner halten viele in der Straße für einen Penner, obwohl er eine Wohnung hat, reichlich Rente bezieht und jeden Monat 300 bis 400 Mark auf die Seite legt, um den Notarzwagen bezahlen zu können, mit dem er abgeholt wird, wenn der Alkohol ihn mal wieder in akute Lebensgefahr gebracht hat.

In der Universitätsklinik, wo er als alter Bekannter gilt, sagen die Ärzte, daß es mit Werner keinen Zweck mehr habe. Irgendwas sei bei ihm kaputtgegangen, keiner wisse warum.

Zu allen Tages- und Nachtzeiten streicht Werner durch die Wormser Straße, immer unrasiert, immer leicht gestikulierend, mit sich und seinem Schatten redend. Zuweilen fällt er hin und schlägt sich das Gesicht blutig. Dann steht er auf, wischt das Blut mit dem Ärmel ab, spürt keinen Schmerz und schlurft weiter.

Wenn er mal klar ist, erzählt Werner, er sei im Krieg Pilot gewesen, auf der Me 109 und der Focke-Wulf 190. Er redet mit eleganten Handbewegungen und erwähnt immer wieder, daß er Abitur hat. Manchmal, wenn er Lust dazu hat, redet er Französisch, nahezu perfekt.

Irgendwann hat Werner es aufgegeben, sein Leben selbst zu organisieren.

Dem Wirt der Stammkneipe die Rente verpfändet

Er deponierte die Rentenkarte beim Wirt seiner Stammkneipe. Der Postbote versucht gar nicht erst, ihm das Geld zuzustellen. Er gibt die Rente direkt dem Wirt. Der zieht ab, was angeschrieben ist, den Rest zahlt er an Werner aus. Davon besorgt sich der Rentner, was zu besorgen ist, legt das Geld, das er unbedingt braucht, zur Seite und verschwindet wieder in der Kneipe, jeden Tag, jahrein, jahraus.

Die anderen Alten verachten ihn. Nicht, weil er trinkt, sondern weil er die Rentenkarte dem Wirt verpfändet hat. Das ist das Schlimmste, was ein halbwegs ordentlicher Mensch tun kann, sagen sie.

Und doch kommt es häufiger vor, als sie zugeben wollen.

Werner sagt, er könne es nicht ertragen, nüchtern nach Hause zu kommen, weil er dann das Durcheinander sehe in seiner Wohnung und ausflippen möchte bei all dem Dreck. Zuweilen erwacht der alte Mann aus seinem Suff und will nüchtern bleiben. Er verkriecht sich drei Tage und zwei Nächte in seinem Bett und räumt dann seine Wohnung auf. Am vierten Tag geht alles von vorn los.

Kalle, ein rüstiger Achtziger, hat eine andere Methode entwickelt, sich der Tristesse des nutzlosen Dahindämmerns zu entziehen. Er führt eine offene Wohnung, mit Alkohol zum Nulltarif. Das sichert ihm jede Menge Damenbesuch, meist wesentlich jüngere Frauen, die sich an ihn schmiegen. Hofhaltend betrachtet er heiter die Scherben des Lebens und gießt ungefragt die Gläser seiner Besucherinnen nach. Kalle selbst trinkt kaum.

Lebensläufe? Es ist mühsam, sie zu rekonstruieren. Nicht nur, weil das Gedächtnis der Alten schwindet. Gewohnt, den Mund zu halten, haben sie verlernt, sich mitzuteilen. Die meisten schämen sich, von ihrem ungelebten Leben zu berichten.

Bällchen ist eine Ausnahme. Er erzählt gern und viel, am liebsten die unglaubliche Geschichte, wie er sich 1945 auf dem schwarzen Markt durchgeboxt hat. Er handelte mit allem und jedem, tauschte bei Bauern eine Muskatnuß gegen zwei Eier und verscherbelte so Hunderte von Eiern an den Koch des

Hotels Excelsior in Köln. Von den Amerikanern besorgte er sich Kaffee, Zigaretten und Schokolade.

Am 20. Juni 1948, dem Tag der Währungsreform, an dem alle Bürger des neuen Staates 40 Deutsche Mark entgegennahmen, räumte Bällchen sein gesamtes Schwarzmarktlager. Am Abend hatte er 7000 neue Deutsche Mark in der Kasse.

Danach freilich lief es ihm nicht mehr so flott von der Hand. Immerhin warf sein Tante-Emma-Laden genügend Geld ab für einen beschaulichen Lebensabend. Nur: Allein macht ihm das so recht keinen Spaß. Seine Frau ist zu früh gestorben, allein fühlt er sich nutzlos.

Anders als die meisten seiner Altersgenossen in der Straße hat Bällchen allerdings guten Kontakt zu seinem Enkel. Der kommt von Zeit zu Zeit nach Köln, und dann gehen sie ins Freibad: „Dort sieht der Junge die Narben von meinen sieben Kriegsverwundungen, Brechschuß am Bein, Lungendurchschuß, Lungensteckschuß. Und er fragt, was Krieg ist und ob das weh getan hat, und ich lasse ihn dann über die Narben streicheln.“

In den wenigen Monaten, in denen ich an der Wormser Straße wohne, sind drei der Alten ins Krankenhaus eingeliefert worden. Unter ihnen ist auch die 76jähri-

„Kein Mensch ist da, und keiner kommt“

ge Meta, die ab und an ihren Müll vom Balkon auf die parkenden Autos geschmissen hat. Im „Klösterchen“, dem Krankenhaus der Augustinerinnen an der Severinstraße, mußte sie ihr Hüftgelenk operieren lassen. Meta ist auf der Krankenstation „Maria“. Über die Hälfte der Patienten hier sind älter als siebzig.

Meta liegt da, ganz grau im Gesicht, und es ist klar, daß sie keinen Menschen hat. Nachts ist sie häufig unruhig und schellt nach der Schwester. Die schiebt sie dann in einen kleinen Raum nebenan. Meta weint: „Da ist es so dunkel, kein Mensch ist da, und keiner kommt.“ Neben an – das ist das Sterbezimmer.

Meta hat 35 Jahre in der Wormser Straße verbracht. Sie lebte mit einem fröhlichen, lebenslustigen Mann zusammen, mit dem sie oft auf dem Balkon stand und Schabau trank, wie man in Köln den Schnaps nennt. Den Leuten auf der Straße winkte sie heiter zu, bemüht, mit allen zu plaudern. Dann bekam der Mann Krebs und starb einen langsamen Tod. Meta mußte hilflos zusehen.

Das alles ist erst ein paar Jahre her. Seit der einzige Mensch, den sie geliebt hat, gestorben ist, lebt sie im Hader mit ihren Mitmenschen. Irgendwann begann sie, Abfälle aus dem Fenster zu schmei-

ßen. Unter dem Balkon kehrte ein alter Mann aus dem Haus jedesmal still alles weg, als schäme er sich für seine störrisch gewordene Altersgenossin.

In zähen, schleppenden Gesprächen kam Meta immer wieder zu dem einzigen Punkt, der ihr Leben bestimmte: „Was konnte ich früher arbeiten! Nach meiner Arbeit bin ich nach Hause gekommen und habe die Wäsche gekocht, und der Mann hat immer gesagt: Meta, du kannst toll arbeiten.“

In wenigen Tagen ist sie zum Pflegefall geworden. Sie kann kaum noch sprechen mit ihren trockenen Lippen. Neben ihr steht eine Krankengymnastin und versucht, ihr mit Elektrotherapie zu geben, was Meta nicht mehr will: Leben in den

Dem Notarzt und der versammelten Rettungsmannschaft macht sie Stunden danach klar, daß sie auf keinen Fall ins Krankenhaus will.

Die Rettungshelfer wissen, daß da nichts zu machen ist: Wer nicht hin will, vorausgesetzt, er ist geistig gesund, der muß nicht hin. Die Sanitäter kennen Fräulein Scherz schon von früheren Einsätzen.

Die alte Frau bleibt allein zurück. Sie haben sie einfach aufs Sofa gesetzt, hoffend, daß sie nicht umkippt. Das haben sie schon öfter gemacht, und es ist jedesmal gutgegangen.

Irgendwann trugen sie Fräulein Scherz dann doch auf der Bahre weg. Sie hatte



Autor Preute (r.), Rentner*: Furcht vor dem quälenden Wegdämmern

Beinen. „Dat Leben“, preßt sie fast tonlos hervor, „dat Leben lohnt nich mehr.“

Vor diesem quälenden Wegdämmern fürchten sie sich am meisten.

In Lothars Kaffeebude diskutieren die Stammgäste tagelang den Unfall von Fräulein Scherz, der in der Kellerwohnung zurückgebliebenen Freundin von Vanessa.

Seit fünf Jahren hat die schweigsame Frau die Wohnung nicht mehr verlassen. Da ihre Toilette im Erdgeschoß liegt und sie Angst hatte vorm Treppensteigen, stellte sie sich einen Eimer hin und setzte sich drauf. Dabei ist sie umgekippt und kam nicht mehr auf die Beine.

* In der Wormser Straße.

nicht mehr die Kraft, ihren Kellerbunker zu verteidigen.

Selbst die Alten in der Kaffeeestube, gewohnt, mit dem Tod umzugehen, tun sich schwer mit dem Gedanken, daß sich eine von ihnen einfach aus dem Leben schleicht, weil sie einen Eimer benutzte, statt die Toilette ein Stockwerk höher zu erreichen.

Ulrike, die 87jährige mit dem Hund, weiß, wie das ist, plötzlich bei vollem Bewußtsein wie erstarrt dazuliegen und von keinem bemerkt zu werden. Drei Tage hat sie mit Lungenentzündung zusammengekrümmt auf ihrem Sofa gelegen. Daß man sie fand, sagt Ulrike, war purer Zufall. ◆